

DIE KRONENWÄCHTER VON L. ACHIM VON ARNIM.

Erster Band. Berlin 1817 in der Maurerschen Buchhandlung. Mit dem zweiten Titel: Bertholds erstes und zweytes Leben. Ein Roman.

Heidelbergische Jahrbücher der Literatur. 8. Jahrgang XI (1818), Band I, No. 29. S. 452—464.

[Mit Bettina von Arnim.]

Diese Dichtung hatte uns an vielen Stellen angezogen, wie wenig Bücher der Art, an eben so vielen herzlich erfreut und erquickt; doch blieb uns am Schluss vor allem das Gefühl, dass sie aus einem vollen, überströmenden Herzen geflossen, innerlich sich keiner Unwahrheit bewusst sei. Wer die Messwaaren unserer Poesie näher ansieht, weiss, wie viel sie durch zusammenschraubende, auch wohl zusammenleimende Fertigkeit ausrichten, zumal wenn sie von einem Kunstfirniss überzogen sind, das heisst, wenn viel Talent und Geist daran glänzen; es ist dann wohl gesagt worden, dies seien Werke aus dem tiefsten Grunde herausgeholt, ihm gleichsam abgedrungen, und dennoch könnte man von ihnen sagen: es ist alles schön darin gemacht, aber morgen wird es verwelkt sein, während wir hier sagen: dieses und jenes gefällt mir nicht oder es ist meiner Gesinnung fremd, selbst entgegen, doch giebt jedes Blatt Zeugnis von seinem Leben, welches auszulöschen in keines Menschen Gewalt steht. Nicht ohne Aufmerksamkeit und grossen Ernst, aber freudig und peinlos, wie jemand arbeitet, der seines Berufs gewiss ist, werden die Eimer in dem reinen Born der Dichtung gefüllt und über uns ausgegossen. Dies ist das erste und grösste Lob, das wir auszusprechen wissen, denn dieser Geist des Ursprünglichen gleicht ja dem Licht in der Natur, das

allem Reichthum von Gestalten und Formen erst Athem, Farbe, Bewegung, die Lust des Daseins gewährt; damit es aber nicht aussehe, als wollten wir einem unbesonnenen, regellosen Trieb das Wort reden, so können wir auch im Einzelnen sagen, worüber wir uns zu freuen Ursache gehabt.

Vorerst ist die Erfindung hier ungemein und überraschend, die Darstellung im höchsten Grad frisch und frei von aller Manier. An Erfindung hat es zwar dem Verfasser nie gefehlt, aber etwas so Geschlossenes, Zusammenhaltendes kennen wir von ihm noch nicht. Die früheren Dichtungen hatten die Eigenthümlichkeit, die uns immer als ein Fehler vorkam, dass, wenn sie in schöner Gemessenheit eine Zeitlang gelebt, etwa die Jünglingsjahre erreicht, sie anfangen schnell und gleichsam ins Unendliche hineinzuwachsen. Sie glichen Bildern, die von drei Seiten einen Rahmen hatten, an der vierten aber nicht und dort immer weiter fortgemalt waren, so dass in den letzten Umrissen Himmel und Erde nicht mehr zu unterscheiden waren; woraus eine ängstliche Ungewissheit für den Leser entsprang. Welche Verschiedenheit ist z. B. zwischen dem ersten festen Theil von Halle und Jerusalem und dem zweiten, dem ein halber Welttheil beinahe zu eng wird. Eine andere Eigenthümlichkeit war die Neigung, verschiedenartige Charaktere und Begebenheiten, selbst alte Sagen auf eine den meisten Lesern fremde und seltsame Weise zu verbinden. Da das, was man poetische Sitte, lebendes poetisches Gesetz nennen könnte, wodurch ein episches Zeitalter blüht, fast ganz untergegangen ist, so schalten unsere Dichter zu eigenmächtig und unumschränkt mit ihrer Bildungskraft. Sie gerathen auch leicht aus den entgegengesetzten Gründen beschränkter Menschen auf den Gedanken, dass es erlaubt sei, Sprache, Gesetzbücher, Sitten und Feste zu machen, und Jean Pauls Lob von Wolkes Anleit wird darum immer merkwürdig bleiben. Der Dichter steht manchmal auf einer Stelle, wo er den Zusammenhang von Getrenntem und Entgegengesetztem erblickt, das von unten her betrachtet unvereinbar erscheint; dies kann wohl der Grund gewesen sein, doch hat es auch wieder das Ansehen, als ob ein geistreicher oder ein witziger Gedanke genug gewesen wäre,

um, nicht unähnlich den Restauratoren der Antiken, dem Leib einen Kopf geschickt aufzusetzen, der ihm ursprünglich nicht gehörte. Beider Neigungen gedenken wir hier, weil sich wohl Spuren davon finden, aber eigentlichen Einfluss haben sie auf die Bildung dieses Werks nicht gehabt, und in dieser Beziehung kann man sagen, dass die Kunst des Dichters fortgeschritten sei. Diese Dichtung hat eine bestimmte Begrenzung, einen Rahmen, der sie wohlthätig einfasst; zwar ist die früheste Erinnerung der Geschichte, die wir mit erleben, nicht vergessen, aber sie stört nicht die Verhältnisse und leuchtet aus der Ferne als ein Hausmärchen herein; das Wunderbare ist meist in jener zweifelhaften Schweben zu dem Natürlichen und Wirklichen gehalten, in welcher es allein ergreift, und während man überall den Verstand in dem Wohlgeordneten erkennt, bricht ungestört die frische und grünende Saat der Poesie freudig ans Licht. Die Sprache ist, wo nicht reicher, was sie immer war, doch klarer (wenn gleich nicht frei von kleinen Nachlässigkeiten); besonders ist es den Liedern wohlthätig, wenn sie eben so herrlich gesagt als gedacht sind.

Die Einleitung beschreibt genau und mit poetischer Ausführlichkeit den Schauplatz, oder der Dichter breitet wie ein sorgender Wirth ein reines fein gebildetes Gedeck vor seinen Gästen aus. Jetzt werden wir in der kalten Winternacht zwischen Schneegestöber in die lebenswarme Dichtung eingeführt. Ob uns der Reiz des Neuen besticht, aber die ersten Geschichten, die spärliche Hochzeitslust, der seltsame Fund des Knaben, die ganze Wirthschaft auf dem Thurme, wo zwischen einer nahen meisterhaft geschilderten Gegenwart dunkle und geheime Ahnungen aufsteigen, jene von allem Glanz, irdischem und überirdischem, bestrahlte Erscheinung, die vor dem seligen Knaben sich aufthut und mit dem schnellen Tode Martins wieder verschliesst; sie scheinen uns die Krone des ganzen Buchs. Mit welcher Lust schreiten wir in diese neu-geöffnete Welt! Was wir erblicken, ist überraschend und ungewöhnlich, dennoch ist es göltig und wahr vor unserer Seele, wir zweifeln nicht, dass es also gewesen. Wir sind geneigt, jene Erscheinung in den Ruinen des Barbarossapalastes wie

eine Vorgeschichte zu betrachten, und Berthold hätte dann ein dreifaches Leben gehabt; überschwenglich scheint dem Kleinen der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der mit seltenen Pflanzen und Bäumen durchwachsenen Ruinen und Steinbilder. Das Glück seines Lebens ist in gehäufter Masse vor ihm ausgeschüttet, und mit Entzücken reißt er es an sich: „es ist mein, ruft er, ich will es ausbauen!“ Haben wir nicht, noch ehe uns die Geschieke hinausreißen, eine Grenze für uns aufgefunden, in der uns unsere Lebensplane überfüllt herrlich erscheinen, gerade die Grenzen, die dem Erfahrenen eine Andeutung und Aussicht in ungemessene Weite geben? Und darum ist die Freude des Knaben herzerspringend für uns und den alten Martin, der in diesem Gefühle sein schauerlich schönes Lied singt. Schnell wird der Knabe seinem Glück wieder entzogen, das er erst durch das Leben verdienen soll, und schon hier erkennen wir den doppelten Faden, an den sein Schicksal geknüpft ist, der eine zieht ihn herab, der andere in die Höhe, doch der Zwischenspalt thut uns noch nicht weh: wer zweifelt, dass der wunderbare Alte ihn, den Seinen, aus der Hand lassen werde? Gewiss bewahrt er ihm den rothen Purpurmantel für die Zeit, wo seine Schultern ihn tragen können.

Mit dem Kauf des Gartens und der Ruinen tritt Berthold in das bürgerliche Leben ein, er zeigt dafür noch wenig Geschick, und das erste Vorhaben wäre misslungen, wenn nicht die Hülfe unerwartet von oben gekommen wäre. Und wie wird er gleich vom Schicksal in der ersten zartesten Neigung angefahren! Der Dichter hätte hier etwas milder sein sollen, denn die Erniedrigung, die Berthold erleidet, ist für seinen edlen Charakter zu hart. So wahr die Angst des Jünglings bei der Versteigerung dargestellt ist, voll feiner Züge, z. B., dass er mehr bezahlt, als nöthig ist, so schön wird der Traum und die wunderbare Erregung eingeflochten; doch das nachfolgende Gespräch mit Apollonien und den Voigtstöchtern könnte weniger überladen sein, auch wirkt das Lächerliche, das dabei auf ihn fällt, zu grell.

Bei dem Bau des Hauses und der Einrichtung des Handels scheint der Palast des Barbarossa vergessen, und das Bürger-

liche geht ganz und vielleicht zu schnell ins Breite; damit Berthold recht fest daran gebunden werde, nimmt ihn der thätige Schneider Fingerling an Kindes Statt an. Die komischen Anlagen dieses Charakters hat der Dichter vielleicht absichtlich nicht ausgebildet, damit der Abstand zwischen beiden nicht zu stark hervortrete. Jetzt aber erscheinen höhere Gestalten: die Fürstin und in ihrer Begleitung der Baumeister. Wie sie ihre Erzählung anfängt, tritt die Geschichte gleichsam aus einer engen Haft hervor und breitet sich aus wie die Teppiche, welche die hohe Frau dabei ausbreitet. Die Reise des Ritters nach der Kronenburg, gleich einer Pflanze, die in ihrem ersten noch geschlossenen Keimen schon auf ihre Seltenheit deutet und den betrachtenden Leser an ihre Entfaltung fesselt, treibt am üppigsten Fleck empor. Wir steigen mit dem Ritter an dem Felsen hinauf und erblicken die Welt unter uns; es ist eine Höhe, auf die uns der Dichter führt, von welcher aus wir ihn selbst in Ferne und Nähe als Aussicht gewinnen: eine Mehrzahl von Gedanken liegt wie die Mehrzahl der Bergspitzen in Nebel und Sonnengluth, beschneit und begrünt, wir erkennen nicht alles, aber es wird uns unendlich wohl in unserer Umgebung. Die Fürstin scheint eine Entwicklung herbeizuführen, es überrascht uns nicht mehr in ihr Bertholds Mutter zu kennen, er scheint auch dieser Höhe theilhaftig werden zu müssen, aber der aufsteigende Strahl wird schon unterbrochen von dem trüben Schein bei Frau Hildegardes Lampe und sinkt vor dem einbrechenden Wetter, das die angehäuften Blüten zerweht. Gottes Hand zieht die Wolke wieder vor der durchbrechenden Sonne zusammen. Nach dem Sturm wird es ruhig aber kalt, und Berthold hat seine Liebe zwischen zwei Müttern zu theilen.

Das allmähliche Herabsinken und Hinschmachten Bertholds und die völlige Entfremdung von den angeborenen Neigungen hat der Dichter uns wohlthätig entzogen; wir erblicken ihn nach einem langen Zeitraum erst wieder, als er sich seinem Ende zu nähern scheint. So vertrauern edle Pflanzen in hartem ungewohntem Boden. Die letzten Flammen leuchten nicht ohne Milde und Anmuth; dazwischen springt der humoristische

Sixt, und der Ton des tiefsten Ernstes wird angeschlagen in der Erzählung von dem Ende des Baumeisters, einer schwer-sinnigen, aber durchaus edlen Gestalt von solcher Tiefe, dass er wohl auf dieser Höhe den Tod suchen konnte. Sein Gesang ist grossartig und ergreifend.

Wir werden jetzt zu einer Begebenheit geführt, die den Keim der folgenden Entfaltung enthält, den Anfang von Bertholds zweitem Leben. Wir haben in dem vorangehenden die Hand Gottes gesehen, welche also die Geschicke des Knaben und Jünglings gelenkt hatte, und fühlen wir das Traurige dieses Herabbeugens und frühen Zerschneidens, so ist es doch eine milde Trauer; ihm war dabei viel Freude bescheert worden. Hielten trockner Sand und harter Stein die Säfte den Wurzeln zu sehr zurück, dass die Pflanze nicht zur Blüthe kam, sie hat doch ihren Himmel und ihre Sonne und die erquickenden Sterne gesehen, und der Samen war von dem Herrn dahin gesäet. Durch die Vertauschung seines kalten Blutes mit dem heissen des starken Antons reisst sich Berthold selbst aus seiner ihm gegebenen Stelle. Dass er Unrecht that, fühlte er, der bloss Gesundheit suchte, nicht; wir fühlen es wohl, denn uns lässt der Dichter durch die Art, womit er den Doctor Faust schildert, nicht im Zweifel; aber ob, was wir, weil es nur zu ahnen ist, das Unaussprechliche nennen, in dem vertauschten Blut nicht zu sinnlich und irdisch grob ausgedrückt sei? Die Frage wird sich jeder vielleicht anders beantworten, in uns regt sich ein Gefühl dagegen. Ungewisser, geheimnisvoller hätte es immer ausgedrückt werden können, damit es nicht so hart hereinbreche; die widerwärtige Pumpmaschine übersieht man bloss wegen der lärmenden Farben, womit Doctor Faust (übrigens sehr gut, wo sich der Dichter nicht dann und wann zu viel Spass mit ihm gemacht) gezeichnet ist.

Giebt man einmal die Statthaftigkeit des Motivs zu, so ist es aufs vortrefflichste benutzt und die Geschichte entwickelt sich daraus in unendlichen, lebensvollen Bewegungen. In Berthold dringt bald der neue Mensch heraus; in dem Versuch, reiten zu lernen, erscheint er ein wenig zu lächerlich, und man wünscht ihn schneller vergessen zu können. Seiner natür-

lichen Neigung entsprechend finden wir ihn erst auf dem Ritterpferde bei dem Einzuge des Kaisers in Augsburg. Die Darstellung gleicht hier der Malerei guter altdeutscher Bilder, so fleissig, wahr, sorgfältig ist sie, ohne mühselig zu sein, in allem Einzelnen, dabei so mannigfach und glänzend. Es gehört eine eigene Sicherheit dazu, die Farben hell und ungetrübt in ihrer Pracht spielen zu lassen. Dabei hat der Dichter das Glück, oft ein gesammeltes Licht auf die Wahrheit der Darstellungen zu ziehen; z. B. bei der Heilung: „der Schornstein streckte eine feurige Zunge gen Himmel“; bei der Beschreibung der fürstlichen Braut, wie sie ihre Schönheit hinter dem Pfauenwadel versteckt; bei Alma, wie sie ihren Feldblumenkranz auf dem Haupte mit dem Rosenbusch am Busen bekannt macht. Ferner der kleine Zug, dass sich Bertholds Gestalt zu lang und dünn für alle Rüstungen findet, welches seinem Stubensitzen zugeschrieben wird, wo dann die Rüstung seiner Ahnen, die ihm passt, uns einen Blick in die Zeiten des alten Herrschergeschlechts gewährt. Die ruhige Beherrschung der Erzählung wird unterbrochen durch die Nachricht von Apolloniens früherem Leben; man sieht, dass der Erzähler in diesem Augenblick ungern die grosse Heerstrasse, deren Aussichten sich mannigfaltig erweitern, verlässt, um uns mit dem nebeneinlaufenden Knüppeldamm von Apolloniens Begebenheiten bekannt zu machen. Er räumt da schnell auf und hat Recht, denn der Nebenweg enthält nicht viel Erfreuliches, aber Wahrheit genug in der Art des Schicksals, denn aus doppelten Blüten erwächst nie eine Frucht. Ihr Charakter gehört aber auch zu denen, wo der Dichter etwas Verschiedenartiges zusammengesetzt zu haben scheint; es wird sich nicht jeder den Raum zwischen der schönen Jungfrau, die uns von der nächtlichen Kirchen-scene als eine edle Gestalt mit dem Lamme im Arm in Gedanken schwebt, bis zu dem zankenden Weibe mit einem nicht abzuleugnenden Zuge von Gemeinheit ausfüllen können. Anna dagegen ist meisterhaft gehalten und reizend im Gefühl ihres schönen, gesunden und tüchtigen Daseins, obgleich der Dichter uns nie ganz ihre Abkunft vergessen lässt und gewisse Beimischungen, z. B. die Neigung, mit den Mägden sich zu unter-

halten, die Neugierde, womit sie das Haus gleich durchsucht, uns im Gegensatz desto mehr missfallen; Wahrheit ist übrigens gewiss dabei.

Von der Reise nach Augsburg an bis zu dem Brunnenbau ist der Fortgang der Geschichte heiter, schön und durchaus wohlgefällig; es ist ein Feld voll Ebenmass, wo die Saat gedrängt und gleichmässig in der Erzählung aufschiesst. Nur das Politische, besonders in dem Gespräch mit dem Schreiber des Kaisers, strebt darüber hinaus und ist doch zu dünn und fremdartig; auch führt der Dichter hier manchmal aus dem Bereich der Dichtung heraus zu der urkundlichen Wahrheit, so dass wir nicht wissen, wem wir anhangen sollen. Dass sich die Dichtung an eine bestimmte Zeit und wirkliche Orte anlehnt, an gewissen Begebenheiten aufwächst, dagegen haben wir nichts einzuwenden; was ist sie überhaupt anders als wofür sich diese ausdrücklich ausgiebt? Nicht geschichtliche Wahrheit, sondern eine geahnte Füllung der Lücken in der Geschichte; ein Bild im Rahmen derselben. Jeder Missbrauch wird verhindert, indem wir uns dieses Verhältnisses immer wohl bewusst bleiben. Geht aber der Dichter weiter, ergreift er eine schon von der Geschichte mit charakteristischen Zügen bestimmte, uns nahe liegende Einzelheit und bildet sie nach seinem besondern Talent und seiner besondern Ansicht weiter fort, so begeht er ein Unrecht: wir meinen hier das Einmischen vom Kaiser Max, noch mehr von Luther. Es regt sich dagegen ein deutliches Gefühl in uns, das Recht wird gekränkt, das wir auf die unverletzliche Wahrheit der Geschichte haben; denn hier ist keine Ausfüllung derselben, der geschichtliche Luther ist kein Rahmen zu dem Poetischen hier, sondern es ist eine Fortsetzung. Man sage nicht, Luther handle in seinem Geist, rede selbst mit seinen Worten, man könnte antworten, desto schlimmer, nun scheint es wie urkundliche Wahrheit und ist keine, so sehr sich auch die Kraft des Dichters bewähren mag. Die modernen Ergänzungen verlorener Bücher der Klassiker werden doch nie als Quelle angesehen, so geschickt sie möchten ausgefallen sein. Wie will sich der Dichter bei dem dritten oder vierten entschuldigen, der die urkundliche

Geschichte anders wie er gefasst (bei der unendlichen Verschiedenheit der Ansichten) und in dieser Erweiterung Zusätze erkennt, die ihm sogar fremdartig scheinen können. Die Pläne des Kaiser Max, wie sie hier geschildert werden, beruhen zum Theil doch nur auf Ansichten und Vermuthungen von Geschichtsforschern und können so irrig sein, als die Hypothese von dem Zusammenhang der Nibelungen und Gibellinen, auf den, wie uns dünkt, der Verfasser auch einmal anspielt. Die Kronenburg dagegen ist schon zu sichtbar im Reich der Dichtung aufgebaut, als dass jemand Anstoss daran nehmen könnte. Auch darin liegt keine Rechtfertigung der Einmischung, dass die Geschichte der Dichtung nicht entbehren könne und sie ja selbst schaffe, denn die Sagengeschichte geht aus der Gesinnung eines ganzen Volks hervor, und liegt ein Irrthum darin, so kann es diesen keinem vorwerfen, so wie das Wahre derselben ihm unmittelbar zufließt und keiner sich dagegen sträuben darf.

Bis zum Brunnenbau treten die Wolken, die sich am Rande und manchmal gewitterschwer zeigen, noch immer zurück, und die Sonne behält die Oberhand. Noch dürfen wir hoffen, dass das schöne Gebet Bertholds erhört werde, das wir mitzutheilen uns nicht enthalten können: es ist ein inniges tiefes Gefühl darin, dem der leicht anschmiegende Reim durchdringende Rührung und Klarheit verleiht.

Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
 Dass ich dich, Herr, der Erde thue kund,
 Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut,
 Ein frommes Herz und einen festen Muth;
 Gieb Kinder mir, die aller Sorge werth,
 Verscheuch die Feinde von dem trauten Herd;
 Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
 Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
 Die Flügel schenk dem abschiedschweren Geist,
 Dass er sich leicht der schönen Welt entreisst.

Mit dem Eintritt des Bergmanns nimmt die Grundfarbe der Erzählung die Erdfarbe an, auf der die Gestalten hineinblitzen, wie der Glimmer im Gesteine. Der emporschiessende Wasserstrahl betäubt wie ein lang Ersehntes und Gefürchtetes; erst nachdem er in sein ruhiges Bett zurückgetreten, hoffen

wir, dass der Teufel hier nicht ganz die Oberhand gewinne. Der Schmuck des Brunnens ist reizend und entspricht der damit verknüpften Erzählung, die wie eine ausländische Pflanze, gleich den Fensterbogen, über der schönen Gruppe sich in einander flechtend und blühend verdachet und alle Himmelslichter in buntem Widerscheine auf sie strahlt; Gewebe der Blätter und Blüten ist fein und unverletzt, der Duft fremdartig und edel. Die Weisheit, die sich auf allen Strassen vor jeder Haushür im alltäglichen Gewand des irdischen Lebens erblicken lässt, zeigt sich hier in einem duftigen Schleier, der mit den Wolken des Himmels schwimmt.

Im dritten Buche drängen die Begebenheiten mehr, Ernst und Laune, Hohes und Niederes tritt näher an einander. Die Zänkereien der Mägde, welche Mutter und Tochter trennen, entfernen diese auch etwas von uns, dagegen gefällt uns Anton in seiner Eigenthümlichkeit überaus und jederzeit, und da, wo er mit Anna zusammenkommt, gewinnt diese einen besonderen Reiz (z. B. in der Scene am Giebel des Hauses), sie scheint dann jedesmal veredelter und über sich selbst dazustehen. Von Grünewald aber können wir nicht sagen, dass er uns der Liebste wäre, so wohl uns seine Lieder gefallen (vor allen jenes von der beichtenden Gärtnerin S. 344); wir wissen uns kein festes Bild von ihm zu machen, und er scheint uns eher eine gefällige Ausfüllung und Verbindung als etwas Nothwendiges; bei seiner Verkleidung mit einer Tirolerin müssen wir mit Anna und Berthold die Augen zudrücken, damit wir ihn nicht erkennen. Berthold, ob er gleich thätig und verständig, wo er sich zeigt, wird in dieser Abtheilung doch etwas zu sehr von den andern vordringenden Gestalten versteckt. Die Erzählungen von dem Schloss Hohenstock und der Traubenlese sind beide in ihrer Art trefflich und von ungemeiner Wahrheit. Dort hatten wir es anders vermuthet, vielleicht mit uns der Dichter. Man sieht, dass keine Stimmung seinen Geist fesselt und dass trotz allem Anschein und wohl gar zu seiner eigenen Verwunderung die Wahrheit der Begebenheiten aus seiner Phantasie strömte. Sehr gut schleift und reinigt sich das Ganze im Gespräche, das Anna und der Ehrenhalt im Herab-

gehen von der Burg führen, die wie ein geheimnisvolles eisernes Gefängnis hinter uns emporsteigt, worin die höheren Räthsel des Lebens gekettet liegen, die, wenn sie gelöst wären, die Welt in einen andern Umschwung brächten. Das Lied von Grünewald zeigt uns den Rost, den die Zeit auf dem erblindeten Glanze des Schlosses gezogen.

Der Gang zu dem Einsiedler scheint das wilde Traubenfest beruhigt, sein Lied den bösen Geist besprochen zu haben, aber es ist die kurze Ruhe vor dem einbrechenden Sturm. Ehe der Dichter die Erzählung anhebt, wirft er (im Anfang der sechsten Geschichte) seine Augen erst auf die Natur, gleichsam um getröstet zu werden über das Schicksal des geliebten Bertholds; er findet auch hier, wenn Frühling und Sommer vergangen sind, vor der Wiedergeburt alle Saaten der Erde verschüttet: „der Winter kommt den Thieren und Menschen zur Verwunderung, nur wenige wissen ihre Zeit voraus, wie die Wasserlilien, die zum Blühen in rechter Zeit ihre strahlenden Häupter über die Oberfläche der Gewässer erheben, um dann genügsam und ruhig in den Abgrund seliger Erinnerungen bis zur Wiedergeburt zu versinken.“

Die Zeichen der Natur wecken Berthold: wie kalt scheint, was ihn umgiebt! Seine rechte Mutter ist ihm längst entzogen, seine Pflegemutter ist nun auch gestorben, kein Lebenslicht wird ihm in der Neujahrsnacht mehr gebracht; bald auch bricht die Sorge von allen Seiten herein. Die Erzählung von dem politischen Treiben geht in grossen Schritten und ist in Vergleichung zu der übrigen flüchtig und uneben, obgleich sie durch ein Paar gute humoristische Züge belebt wird (nur dass ein Bürger eine Kugel für einen Kloss essen will und sich fast einen Zahn ausgebissen, ist kein solcher, sondern ein starker Spass, der allenfalls bei einer nächsten Auflage wegfallen kann). Überhaupt ist das Politische nicht das vorzüglichste Element des Buchs, und dass es den wahrhaftigen Berthold zu einer Verstellung zwingt, hat gewiss auch dem Dichter leid gethan.

Doch die gewohnte Theilnahme erwacht bald wieder, als wir Berthold von allem, was ihm lieb ist, mit Blicken, Küssen und Gebet Abschied nehmen sehen. Wie herangewachsen

durch das Schicksal, wie geläutert erscheint er uns in diesem Augenblick! Wir fühlen, dass er seinem Ende entgegengehen darf, wir sehen auch, dass auf den Thron erhoben oder in die Mitte des Lebens verschwunden die Geschenke den Königlichen immer königlich bedienen. Statt dass bei den Hohen am Sterbetag in allen Kirchen für sie gebetet wird, führen seine guten Engel ihn selbst zum Gebet in die Kirche; der Tag der Taufe seines Kindes feiert den Flug seiner Seele nach der Heimath, nach der er sich so oft gesehnt. Sein Geist entfaltet die reinen Schwingen in den Worten: „O, wie so oft hab' ich ein Zeichen erhofft, zogen Sterne den schimmernden Bogen durch die himmlische Leere, durch die himmlische Tiefe, dass ich der irdischen Schwere auf immer entschlief. Aber der Morgen löschte die Sterne aus, weckte die Sorgen, weckte des Herzens Haus, und des Alltäglichen Macht zwang die Ahndung der Nacht.“ Er sinkt ins Grab, als aus Antons Wunde sein Blut verströmt; dies Ende, obgleich bei der Vertauschung voraus gehnt, hat uns doch erschreckt. Der Brunnen hört auf zu fließen, das Böse scheint in sich zu versinken, und Anna und Anton werden wahrscheinlich im zweiten Band ein neues Leben beginnen.

Überschauen wir noch einmal das Ganze, so scheint ein reichbeschwertes Füllhorn vor uns ausgegossen, ein Gemisch von künstlichen Kleinoden, seltenen, zum Theil fremdartigen Blumen und Früchten ohne ängstliche, für die Zukunft sorgende Sparsamkeit dargeboten. Die Gesinnung, die durch das ganze Buch herrscht, ist edel, rein und liebevoll. Der Dichter erkennt seine Welt und ihre Verhältnisse, aber er nimmt an allem Antheil; er weiss, was die Erfahrung Erkältendes hat, aber das Feuer wird davon nicht gelöscht, nur gemildert und gereinigt. Es ist erlaubt, wieder von der Lehre einer Dichtung zu reden; der frühere Roman des Verfassers, die Gräfin Dolores, gab sie unmittelbarer, weil er Verhältnisse der Gegenwart behandelte, und es war davon eine reiche Kenntniss gezeigt; hier liegt sie entfernter, aber darum ist sie auch unbefangener und vielseitiger. Wer kann es z. B. verwerfen, wenn wir in Bertholds Charakter die ungewissen, gegeneinander arbeitenden

Triebe, den Streit unserer Zeit angedeutet finden? Wer aufrichtig ist, muss die Erinnerung an eine vorangegangene Herrlichkeit, den Zusammenhang fortlebender Geschlechter als etwas in der Gegenwart noch Wirkendes anerkennen: ist es natürlich, sich darnach zurückzusehnen, fühlen wir die eingeborne Neigung nach dem freieren und edelen Leben auf Bergen, so treibt auf der anderen Seite die Nothwendigkeit der Gegenwart in die Thäler herab zu der sinnenden Arbeit des Geistes, zu bürgerlicher Thätigkeit und Beweglichkeit der Sitten. Wer die Eigenthümlichkeit und den Werth jedes wahrhaftigen Daseins nicht bloss in Worten anzuerkennen und zu achten weiss, der hat bald allen Streit gelöst, die Schranken theilen wohlthätig den Boden, den irdischen Besitz; die Liebe steht höher, über die weiteste Trennung reicht eine treue Hand hinaus, und das Mildmenschliche ist das Mächtigste in einer reinen Brust. Aber wir erblicken nur ein unbesonnenes und geistloses Streben, zu vermischen und zu vernichten, was in verschiedenen Farben leuchtet, oder einen eben so unbesonnenen Hochmuth, der, was die Zeit allen gemeinschaftlich verliehen, an sich reißen möchte, oder, wo dies unmöglich geworden, es geringschätzend zurückstossen. Für beide böse Richtungen enthält das Buch vielfach Lehren; auch darum wünschen wir ihm viele Leser.